

# Literatur im technischen Zeitalter

Norbert Miller  
(Berlin)

## I

In Alfred Döblins bildgewaltigstem Erzählwerk, der 1924 erschienenen Vision vom tätigen Untergang des Menschengeschlechts *Berge Meere und Giganten*, erreicht das in die fernste Zukunft ausgedehnte Geschehen seinen phantastischen Höhepunkt im abenteuerlichen Plan einer Enteisung Grönlands. Im sechsten und siebenten Buch hat die Menschheit letztmals die Trunkenheit eines Neubeginns erfasst: die aus dem Erdinnern stammenden Feuer des isländischen Vulkans Hekla werden von den menschlichen Ameisenheeren aus Technikern, Naturwissenschaftlern, Gerüstbauern und Sprengmeistern, die von den Luft- und Seefloten ins Innere des Inselkontinents vordringen, umgelenkt und zum Schmelzen der Eiskruste gezwungen. Nur die Sprachphantasie Alfred Döblins reichte hin, der abstrakten Überhitzung des Gedankens eine Art von epischer Verbindlichkeit und Anschauung zu geben:

Die Flamme schien alle Dinge, Luft Eis Gebirge, zu ihresgleichen zu machen. Wasser liefen über dem Gesicht des Eises. Die Felsklippen im Eis, die Nunataks, gaben ihre dünnen Schneelagen her, enthüllten bis zum Fuß ihre schwarzen Wände. In die Fugen des steinartigen Baus der Firne und Gletscher stieg die Hitze. Überrieselt wurden die Eislager, die langsam drängenden Ströme. Wie Wein einem Betäubten wurde den Bergen die strahlende Kraft eingeflößt. Sie nahmen sie mit verklemmtem Mund auf. Aber die Hitze rieselte in ihre Eingeweide. Durch die lastenden eisigen Kolosse lief die Wärme, und alles was in ihnen war, fühlte sich angefasst. Zum Aufheben waren sie gebracht, wie die neue Gewalt über sie kam, die sie von Urzeiten kannten. Die Firne stemmten sich auseinander, Luft saugten sie auf. Ihre Hohlräume, von Wasser plätschernd, erweiterten sich wie Lungen. Von Röhren Gängen wurden sie durchlöchert, Gewölbe unterminierten sie [...]. Im Klingeln Klirren des Wolkenschleiers das Puffen Erdröhnen der sterbenden hinsinkenden Gletscher und Firne. Durch ihre Leiber, in den Eisfelsen wirbelte ein unregelmäßiges Auf und Ab von Trommelschlägen, bohrendes erregtes Wasser. Der Dunst lag bergehoch über dem Land. – Die Küstengletscher glitten rascher hin. Sie drängten in die Fjorde; von rückwärts, aus dem Inland wurden sie gestoßen. Über ihre Köpfe, ihre Rücken herauf stiegen Eismassen. Ein brandendes Eismeer war im Inland entstanden.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Alfred Döblin, *Berge Meere und Giganten*, in: Alfred Döblin, *Ausgewählte Werke* in Einzelbänden. In Verbindung mit den Söhnen des Dichters herausgegeben von Walter Muschg, weitergeführt von Edgar Pässler und dann von Anthony W. Riley. Mit einem Nachwort von Volker Klotz. Olten 1978, S. 390f.

Der Anthropomorphismus der Beschreibung – das Gleichnis vom erwachenden, trunkenen Riesen – gibt der Einbildungskraft den Halt, diese aus dem Wechsel einer nahen und einer kosmischen Perspektive heraufgerufenen Vorgänge über viele Seiten hinweg zu schildern. Nach den großen Historienpanoramen *Die drei Sprünge des Wang Lun* (1915) und *Wallenstein* (1920), vier Jahre andererseits, ehe der gleiche analytische Seherblick sich der Geschichte des Franz Biberkopf und der Stadtlandschaft von Berlin zuwandte, ist in diesem Roman der Maßlosigkeit alles Interesse der Allmacht und Selbstgefährdung des technischen Fortschritts zugekehrt. Alles in diesem Roman ist übergroß: Steppenbrände von der Länge des Urals, das Sprengen der isländischen Vulkane, befahrbare Ölwolken, mit denen man Länder und Kontinente überdachen kann, unsichtbare Wände in die Wassertiefe, an denen sich ganze Flotten auf den Meeresgrund niederlassen können. „Maßlosigkeit also ist es, womit Döblins Roman die geläufige Einfühlung abschreckt“, heißt es im Nachwort von Volker Klotz zu seiner Neuausgabe des Romans:

Was und wie hier erzählt wird, macht die Maßstäbe hinfällig, die der Leser aus den fasslichen Dimensionen seiner Alltagswelt daran anlegen möchte. Die Zeitskala des eigenen Lebenslaufs schrumpft vor einem Geschehen, das viele Jahrhunderte durchmisst. Ebenso schnurrt der räumliche Erfahrungskreis des Einzelnen zusammen vor einem Schauplatz, der viele Kontinente umspannt. Und weil, was da vorgeht, weder jemals so war noch ist, sondern nur möglicherweise in irgendwelchen fernen Zukünften eintreffen mag, darum entfällt dem Leser auch der Maßstab gegenwärtiger oder geschichtlich überkommener Ereignisse [...].<sup>2</sup>

Nach zwei Seiten hin ist bei Döblin, was als Tradition aus dem 19. Jahrhundert hinter ihm und was als Programm der Avantgarde neben ihm lag, radikal weitergeführt und damit, mindestens in Teilen überwunden. Da ist einmal die mit dem Fortschrittsoptimismus der Industrialisierung zugleich

---

<sup>2</sup> Das Zitat stammt aus dem Nachwort von Volker Klotz, ebenda S. 516. Die Ansicht des Herausgebers, Döblin habe 1932, ungeduldig über das Ausbleiben der von ihm erhofften Leserschaft seinen Roman, dem leichteren Konsum zuliebe in ein gängiges Buch umgeschrieben: „Die Giganten. Ein Abenteuerbuch“ (1932), teile ich nicht. Dieser letzte, noch in Deutschland erschienene Roman ist alles andere als eine schlankere, die Handlung zügiger vorantreibende Version seines in Utopien und Traumgesichten wuchernden Buchs. Es ist ein eigenständiger, von einem ganz anderen Naturbegriff ausgehender Roman. Und das hat Döblin in seinem Nachwort auch plausibel gerechtfertigt: „Die erste Fassung, das Buch von der geheimnisvollen Natur und von den leidenden, umgetriebenen Menschen, steht an einem Pol meines Empfindens. Es hat seine Wahrheit. [...] Hier das zweite Buch nimmt seinen Anlauf von der geschichtlichen Situation der heutigen Menschheit. Denn sie ist diese Maschinenmenschheit. Es wird geschildert, wie sie sich im Maschinenwesen einkrusten und einschalen will, wie die Kruste erstickend wirkt und wie die Menschen sie unter unsäglichen Anstrengungen sprengen.“ Vgl. Alfred Döblin, Aufsätze zur Literatur, hg. von Walter Muschg. Olten 1963, S. 374.



erfundene Welt der utopischen Romane, die sich in der nicht endenden Folge von Jules Vernes *Voyages extraordinaires* mit dem programmatischen Entdeckergeist der kolonialistischen Forschungsreisenden und Abenteurer verband. Jules Verne war seinerseits die romantisch verklärte Antwort auf die kritische, bis zur bittersten Verwerfung reichende Skepsis, die in allen bedeutenden Romanwerken des europäischen Realismus den Errungenschaften der Industrialisierung entgegengebracht wurde. Charles Dickens hatte in *Hard Times. For These Times* (1854) das heraufziehende Maschinen- und Massenzeitalter im Namen der Humanität und einer Verantwortung vor der Gesellschaft verworfen, hatte den als Rationalität und Tatsachenglauben sich aufspielenden Fortschrittsoptimismus als beschwichtigende Ideologie demaskiert. Beides im Namen eines immer gleichen, in der Entwürdigung noch sich bewährenden Adels der Menschheit. Das Märchenvertrauen hinter der scharf beobachteten Zeitentwicklung hatte sich in den wenigen Jahren verloren, die den Autor des *Oliver Twist* und der *Great Expectations* von Emil Zolas *Germinal* trennen, dem auf genauesten Recherchen basierenden Roman der technischen Ausbeutung, das auch im Stilistischen lichtlose Porträt einer sich selbst deprivierenden Epoche. Auch Zola, der selbsternannte Scientist unter den Romanschriftstellern, gründete seinen Kosmos auf die Erkenntnisgrundsätze der Vererbung und des Milieus, in denen der alle Bereiche des Lebens mehr und mehr durchdringende Aufstieg der Technik nur eine akzidentelle Rolle spielte. Die eigentliche Literatur jener ersten Phase des technischen Zeitalters war das – außerhalb der etablierten Gattungen – sich einrichtende Genre des Zukunftsromans, aus dem erst viel später das, gleichfalls randliterarische, Genre der Science Fiction werden sollte. Auf Dauer wichtiger als die größten Lebenswerke der Denker, Künstler, Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, hat Jules Verne durch seine thematisch beinahe stets vorhersehbaren Erfindungen die abendländische Phantasie bis heute geprägt: die Reisen zum Mond und in ferne Sonnensysteme, der Mythos von Kapitän Nemo und seiner tauchenden Luxusjacht „Nautilus“, die Visionen künstlicher Inseln und Städte, die Vorwegnahme künftiger Patente von Flugmaschinen, Photogeräten und medizinischer Inventionen. Bis heute haben diese Elefanten-Roboter, sich selbst steuernden Dampfmaschinen und Flugkörper ihre Faszination nicht verloren, obwohl kaum jemand noch die in suggestiven Holzstichen veranschaulichten Bücher in ihrer Originalgestalt liest. Die Mechanisierung von Edgar Allan Poes Phantasie hat die romantischen Träume von Weltunendlichkeit im Klischee verfügbar gemacht. Alfred Döblin ging in der Allgewalt seiner Sprachvorstellungen weit über alles hinaus, was in der Nachfolge von Jules Verne an Zukunftsbildern von Samuel Butler, C.S. Lewis und H.G. Wells in England, von Lasswitz und Hans Dominik in Deutschland produziert wurde. Der Skeptizismus gegen den Allmachtswahn ist so alt wie das Genre selbst. Auch Herr Schulze (der deutsche Machthaber über ein die Welt bedrohendes Waffenimperium in Jules Vernes *Die 500 Millionen der Begum*)



oder Doktor Moreau (der dämonische Herrscher über H.G. Wells' Insel der Menschenexperimente) sind dafür eindringliche Beispiele. Während für den technischen Fortschritt und die von ihm ausgelösten Zukunftsträume das Schriftsteller-Vertrauen in das unerschöpfliche Potential der Naturwissenschaften und in die ständig weiterwachsende Erfindungskraft der Ingenieur-Disziplinen ein willkommenes Stimulans war, waren die ursprünglich und ursächlich damit verknüpften Warnungen vor dem Mißbrauch der erungenen Macht, vor der in Kauf genommenen Unwiderrufflichkeit der Entwicklungen und vor dem lauernden Untergang des Menschengeschlechts nur die lästigen Nachtgesichte laienhafter Phantasten. Der öffentliche Widerhall war und ist erwünscht, wenn es um den Wettlauf im All geht oder um die Chance, über die Gen-Veränderung die Welternährung auf Dauer zu sichern, nicht dort, wo in ängstlicher Skepsis oder in wütender Verwerfung die Apokalypse an die Wände des Elysiums gemalt wird! Für die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg galt denn auch weiterhin der Konflikt zwischen dem Fortschrittsdenken in den Natur- und Technikwissenschaften und den geschichtsphilosophisch ausgerichteten Künsten und Geisteswissenschaften als unüberwindbar. Nichts hatte sich da gegenüber der Jahrhundertwende im Denken verschoben. Noch 1924, als der Rektor der Technischen Hochschule München in einer Festrede Hegel und den deutschen Idealismus für überholte, ja lächerliche Ablagerungen der Historie erklärte, wies Rudolph Borchardt im Gegenzug die Ansprüche des Faches Abfallwirtschaft - das Fachgebiet des Rektors - auf Revision der deutschen Geistesgeschichte verächtlich zurück!<sup>3</sup>

Nun hat der Roman *Berge Meere und Giganten* in der willkürlichen Überdimensionierung der Vorstellungswelt mehr mit Jean Paul und E.A. Poe zu tun als mit der Selbstvervielfachung des Einfalls im älteren Zukunftsroman. Das Entscheidende ist die radikale, jedoch heimlich kontrollierte Sprachentgrenzung, die dem kosmisch-technischen Entwurf eine gleich hybride Welt aus Sprache entgegensetzt. Und da führte Alfred Döblin seine programmatischen Überlegungen zur Gegenwartskunst weiter, die er 1912 in der Auseinandersetzung mit den italienischen Futuristen entwickelt hatte: in Filippo Tommaso Marinettis Manifesten, die erst in der gebündelten Publikation durch den „Sturm“ ihre volle Sprengkraft bewiesen, war alles Vergangene beiseitegefegt, war die Umwälzung der Künste auf eine neue Zeit- und Ich-Empfindung gestützt, die sich selbst als Teil eines wirbelnden Lebens von Stahl, Stolz, Fieber und Schnelligkeit begreifen wollte. In der Malerei (im Prinzip auch in der Plastik) waren die Gegenstände und ihre Wahrnehmung nicht länger, wie in den wechselnden Phasen des Impressionismus, auf den Augenblick bezogen und von ihm, in aller Flüchtigkeit und Unbestimmtheit, künstlerisch gültig festgehalten, sondern aufgelöst

---

<sup>3</sup> Vgl. Rudolf Borchardt, Ansprüche des Faches Abfallwirtschaft auf Revision der Geschichte der deutschen Philosophie, in: ders., Prosa I. Stuttgart 1957, S. 385-400.



in die Licht- und Linienbündel, deren rhythmische Ausbreitung den Maler wie den Betrachter in sich reißt. Da es eine Trennung von Innen und Außen nicht mehr geben kann, können die Gegenstände und die Binnenreflexe sich wechselseitig durchdringen. Die vom 12. April bis zum 31. Mai 1912 in der „Sturm“-Galerie zu Berlin veranstaltete Ausstellung der futuristischen Maler Umberto Boccioni, Carlo Carrà, Luigi Russolo und Gino Severini hatte einen Choc ausgelöst, war aber gerade von Döblin als Kunstrevolution empfunden und begrüßt worden.<sup>4</sup> „Der Futurismus ist kein Prinzip und hat kein Prinzip“, formulierte er in seinem Aufsatz „Die Bilder der Futuristen“<sup>5</sup> Marinettis Theorien um: „Aber im Plural: er hat Prinzipien, also elementare Einsichten.“ Und zu diesen Einsichten gehört für ihn die Aufhebung der umgrenzten Realität und deren szenischer Charakter. Die Malerei gehorcht, durchpulst von den gleichen Energien und Rhythmen wie die von ihr erfaßten Gegenstände, der Phantasie als dem eigentlichen Organ der Wahrnehmung.

Die Revolution von Russolo: mit ausgestreckten Armen ein Zug von tausend Menschen, ein rasender, unheimlicher Trupp, aus dem rote Feuer brechen; die Häuser versinken in Grau, die Häuser knicken vor ihrem Ansturm ein und flattern wie vom Wind zerblasen über ihnen, vor ihnen, neben ihnen, nicht mehr als eine wesenlose Lichterscheinung.<sup>6</sup>

Und in den erhaltenen Stichworten zu den Bildern experimentierte er sogar, Marinettis Manierismus der Syntax-Aufhebung und der Wort-Mimetik überführend in einen Synchronismus sich reibender Metaphern mit der stilistischen Überlagerung expressionistischer und futuristischer Kodierung seiner Eindrücke.

Der Forderung des entlaufenen Symbolisten Marinetti nach einer Umwertung aller Werte auch in der Literatur (die ohnehin nur als Probelauf eines viel weiter gefaßten, die Totalität der Welt betreffenden Umsturzes gedacht war) begegnete Döblin freilich von Anfang an mit Mißtrauen. Als im „Technischen Manifest“ – dem dritten in diesem Jahr – und im zugehörigen „Supplement“ der italienische Futurist seine berserkerhaften Äußerungen gegen die zu beseitigende Grammatik in neun Verdammungsurteile zusammenfaßte und assoziativ auf die technische Zukunft bezog („Im Aeroplan auf einem Oelzylinder, den Kopf am Bauche des Aviatikers, fühlte ich plötzlich die lächerliche Leere der alten, von Homer ererbten Grammatik. Stürmisches Bedürfnis die Worte aus dem Gefängnisse der lateinischen Periode zu befreien [...] So sprach der surrende Propeller, während ich in einer Höhe von zweihundert Metern über die mächtigen Schlotte Mailands flog“<sup>7</sup>),

---

<sup>4</sup> Vgl. Peter Demetz, *Worte in Freiheit. Der italienische Futurismus und die deutsche literarische Avantgarde (1912-1934)*. Mit einer ausführlichen Dokumentation. München 1990. Dort die meisten der folgenden Zitate.

<sup>5</sup> Erschienen im *Sturm* 3 (1912), S. 41f.

<sup>6</sup> Vgl. ebenda S. 211 und S. 213.

<sup>7</sup> Vgl. ebenda S. 193.

antwortete ihm Döblin mit einem „Offenen Brief“<sup>8</sup> und griff den selbsternannten Moses neuer Gesetzestafeln an:

Aber am schlimmsten, gefährlichsten sind Sie in Ihrer Monomanie, denn Sie sind monoman – wo Sie der Syntax zu Leibe gehen, der Schlachtenplastik zu Liebe. Diese Verallgemeinerung finde ich horribel. Wie verstehen Sie das Adjektiv, Adverb! Es gibt in einem kompletten Satz verschiedene Valenzen; es dominieren verschiedene Satzfunktionäre, bald Subjekt, bald Verb, bald Adverb; Sie können die Wucht des Wortes erhöhen, abschwächen, Sie können Sätze kürzen, können in Perioden rollen, können ein einzelnes Wort, Substantiv, Adjektiv, Verb, Adverb, einzeln setzen, gerade so können Sie außerordentlich nahe an die Realität heran. Ganz nach Belieben, je nach dem, je nach Ihnen, und wozu auf einmal diese Amputation? Wir wollen doch nicht alle brüllen, schießen, knatzen, Marinetti!<sup>9</sup>

Der theatralische Angriff auf das Theater, die Verwerfung der in Malerei und Dichtung nachgestellten Szenen aus der Wirklichkeit und der Geschichte, selbst die Aufhebung des Epischen seit Homer – alles das war für Döblin eher ein Akt der Befreiung als ein Angriff auf die bildende Kunst und die Dichtung. Der Enthusiasmus für die Technik war ihm aus seiner eigenen Entwicklung heraus nachvollziehbar. Er teilte die Lust an der Konstruktion von Automobilen und Flugzeugen, deren Design von der Schnelligkeit als ihrer Funktion *und* von dem sich überstürzenden Fortschritt im technischen Denken bestimmt war. Nichts konnte ihm mehr einleuchten, als wenn der neue Moses Marinetti die Stimme Gottes aus dem surrenden Propeller hoch über den Schloten Mailands zu sich sprechen hörte! Er plante selbst, unter dem Eindruck der heftigen Kunstdebatte, zwei sich ergänzende Romane über die „Technik des gigantischen Berlins“, wie er 1915 an Martin Buber schrieb: *Die Dampfturbine* und *Der Ölmotor*. Das zweite der Bücher blieb ungeschrieben, das erste wurde unter der Hand zu etwas ganz anderem als geplant, „etwas sehr Menschliches [...], wie die Technik einen aus sich ausstößt, ein *komisches* Buch, natürlich schwankend zwischen dem Schmerzlichkomischen, dem Menschlichernsten und Reinkomischen.“<sup>10</sup> Der bis heute kaum wahrgenommene Roman *Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine*, der die Thematik der Vorkriegszeit in den Weltkrieg mitnahm, zeigt in der virtuoson Anverwandlung expressionistischer und wirklichkeitsgesättigter Schreibtechnik, wo für Döblin die Trennlinie zwischen ihm und den Futuristen lag. Er mußte Marinettis Gewaltakt gegen die Sprache verwerfen. Nicht als dessen subjektives Experiment, aber als Dogma! Die als Freiset-

---

<sup>8</sup> Erschienen im Sturm 3 (1913), S. 150f.

<sup>9</sup> Vgl. ebenda S. 346. Vgl. Alfred Döblin, Aufsätze zur Literatur. Olten 1963, S. 12.

<sup>10</sup> Vgl. in Alfred Döblin, *Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine*, hg. von Anthony W. Riley. Olten 1982, das Nachwort des Herausgebers, darin, S. 378, zitiert der Brief an Martin Buber vom 12. Oktober 1915, vgl. auch den Brief-Band der „Ausgewählten Werke in Einzelbänden“, S. 77.



zung getarnte Zerstörung der Sprache – vom Dichter Marinetti herausfordernd in einer Schlachtbeschreibung manifestiert – war für ihn Ausdruck einer Selbsterstörung der Vernunft, aber auch ein Angriff gegen die Grundlagen der Gesellschaft. „Naturalismus; wir sind noch lange nicht genug Naturalisten“ – in diesem Schlagwort, das den Gegner noch als Verbündeten mit einbegreift – trennt sich Döblin von einer als monoman empfundenen Kunst- und Wirklichkeitsauffassung, die ihm schon damals so verdächtig war wie ihre lärmenden Propheten.<sup>11</sup> Als er in *Berge Meere und Giganten* das liegengelassene Thema „Mensch und Technik“ wieder aufnahm, war die beibehaltene Faszination durch die visionären Züge des Fortschrittsglaubens von den vier Jahren des Kriegs und von den daraus gezogenen Konsequenzen überschattet. Im *Wallenstein* und in den kritischen Aufsätzen der gleichen Zeit verstärkte sich die Skepsis, nahm die Forderung nach einem neuen Naturalismus den Charakter der Zivilisationskritik an. Die Bildkatarakte des Romans münden in der Apokalypse. Wenn der künftige Autor von *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf* in einem berühmten, selbst kontroversen Aufsatz aus der „Neuen Rundschau“, im Jahr seines Zukunftsromans 1924 erschienen, das heraufziehende Zeitalter in schlaglichtartig gereihten Reiz- und Losungsworten beschwört, dann gibt er dem Essay den sich selbst verpflichtenden Titel „Der Geist des naturalistischen Zeitalters“. Darin taucht der Futurismus nur in einer Schlußbemerkung auf, auf die Malerei bezogen und der Auflösung der alten Syntax und Grammatik, der Formeln und der Tonalität bei Arnold Schönberg gegenübergestellt. Kein Wort über Marinetti! Wie aus dem Roman jedoch wirken die kritisch gestellten, kritischer beantworteten Fragen:

Was treiben die Menschen von heute, die Großstädter, was bewegt sie, wozu werden sie bewegt? [...] Die Antwort: die von heute haben alle Probleme gelöst, auf die einfachste Weise: sie haben sie liegen gelassen. Es sind neue Probleme gekommen. Man hat die Größe und Wichtigkeit der alten Probleme respektvoll anerkannt und sich dann mit der Herstellung von Zahnpasta begnügt. – Ich greife einiges beliebig heraus [...]. Die Riesenkapitel der Elektrizität, der Kraftübertragung, der Dynamomaschine. Das Fernsprechwesen. Die Baukonstruktionen, die Eisenbetonbauten. Eisenbahnanlagen mit ihren Ober- und Unterbauten, ihrem Signalwesen, den Brückenkonstruktionen. Das Heben und Verschieben von Bauwerken, die Tauchapparate, Motorboote, Kraftwagen. Alles gewonnen und immer Weiteres gewonnen aus der Zusammenarbeit und der Spezialisierung vieler, sehr vieler. Ungeheure und besondere Äußerungen, Leistungen des Gesellschaftstriebes. Unzweifelhaft ist der Kölner Dom die Äußerung eines starken bestimmten Geistes. Die Dynamomaschine kann es mit dem Kölner Dom aufnehmen. Die spezifische Energie, die besondere Intuition, die

---

<sup>11</sup> Das Zitat aus dem Anfang des „Offenen Briefs an F. T. Marinetti“, noch ein falsches Einvernehmen signalisierend, wird dann unmittelbar gegen ihn ausgespielt. Vgl. Peter Demetz, *Worte in Freiheit*, a.a.O., S. 344ff.

Emil Fischer bei der Synthese des Traubenzuckers führte, hält den stärksten humanistischen Leistungen die Waage.<sup>12</sup>

Die Forschung und die Industrie wären mit diesen Folgerungen vielleicht einverstanden gewesen, hätten sie Döblins Bemerkungen wahrgenommen. Zu einem kritischen Gegenüber, auch nur zu einem Gespräch kam es während der Weimarer Jahre so wenig wie nach dem erzwungenen Neubeginn einer deutschen Gesellschaft und Bewußtseinskultur nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs und dem Ende des von ihm ausgelösten Weltkriegs. Die Kluft zwischen den Künsten – im besonderen der Literatur – und der naturwissenschaftlichen und technischen Weiterentwicklung, zwischen dem Verwerfungsgestus der oft selbsternannten, stets machtlosen Richter der Avantgarde und der gleichgültigen Kumulierung von Wissen und Macht auf Seiten der Industrie und Wirtschaft hat allenfalls in Ansätzen zu folgenlosen Diskussionen geführt.

## II

Von einem solchen Experiment soll hier die Rede sein. Als Alfred Döblin bei Kriegsende nach Deutschland zurückkehrte, galt hinter allem Entsetzen und aller Verbitterung sein Augenmerk der gleichen Fragestellung: wie konnte eine Gesellschaft, die so sehr von ihrer humanistischen Aufklärung geprägt schien, wie konnte die Nation der Dichter und Denker, in der so selbstgefällig aus Kant, Goethe und Schiller zitiert wurde, in den Bann einer barbarischen Vernichtungsmaschinerie geraten? Zu den hartnäckig verfolgten Zielen gehörte auch die Gründung einer Akademie der Literatur. Sie sollte neben den Dichtern auch ein breites Spektrum von Schriftstellern in sich aufnehmen, und in verantwortlicher Unabhängigkeit als eine kulturelle Institution in die neue Öffentlichkeit wirken. Das entsprach den gleichzeitig in Darmstadt verfolgten, auf Dauer erfolgreicheren Plänen einer Akademie für Sprache und Dichtung. Die Literatur als *eine* Klasse zwei anderen Klassen der Geistes- und der Naturwissenschaft gegenüberzustellen, entsprach nicht Alfred Döblins ursprünglicher Absicht, ließ sich jedoch unter Umständen mit seinen Überzeugungen verbinden. Nach seinem Willen sollten die Mitglieder der Literaturklasse, zu deren Vizepräsidenten er gewählt wurde, eine höchst richterliche Funktion im Wiederaufbau der Forschung und der Gesellschaft spielen. Unabsetzbar und unabhängig hätten sie ihre mahnenden Aufgaben in würdigem Rahmen wahrzunehmen, in etwa nach dem Vorbild der Académie Française als ein streng in sich geschlossener Kreis herausragender Persönlichkeiten, zu denen auch bedeutende, als Schriftsteller hervorgetretene Staatsmänner und Diplomaten hinzutreten sollten. Aus inneren wie äußeren Gründen scheiterte dieser Versuch, die Erkenntnisim-

---

<sup>12</sup> Ebenda S. 364ff und in den „Aufsätzen zur Literatur“, S. 66ff.



pulse der nach dem Dritten Reich neu zu orientierenden Natur- und Geisteswissenschaften und die der Literatur aufeinander zu beziehen. Die beiden wissenschaftlichen Klassen überflügelten an Ansehen wie an Macht rasch die Literaturklasse. Und das mit allen Bedenklichkeiten, die aus der bruchlosen Weiterführung älterer Forschungsansätze und Karrieren sich, in Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Entwicklung der Adenauer-Ära, fast zwangsläufig ergeben mußten. Was Döblin in den ersten Nummern seiner Monatsschrift „Das goldene Tor“ (6 Jahrgänge von 1946-1951) als Erneuerung propagiert hatte, erwies sich rasch als so nicht haltbar. Im Bewußtsein des Scheiterns emigrierte Alfred Döblin vor seinem Tod ein zweites Mal nach Frankreich.<sup>13</sup>

Die Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur hat sich, wenn schon unter wechselnden Vorzeichen, als Institution, vielleicht auch als Programm erhalten. Sie steht heute in der gemeinsamen Auffassung von Erkenntnis und Gesellschaft dem, was Alfred Döblin angestrebt hatte, sicher näher als in den Übergangsjahren der Amnesie und des beginnenden Wirtschaftswunders. Beinahe zur gleichen Zeit und aus verwandtem Geist war 1946 die Technische Hochschule Berlin, die auf eine ehrwürdige, bis zu Karl Friedrich Schinkels Bauakademie reichende Tradition zurückblicken konnte, die jedoch zugleich auch in die Forschungs- und Lehraktivitäten des Dritten Reichs nachhaltig verstrickt war, als Technische Universität neu gegründet worden. In seiner Rede zur Wiedereröffnung am 9. April 1946 hatte der britische Stadtkommandant General Major E.P. Nares sein Einverständnis ausdrücklich an die durch den Namen signalisierte Wende in den Ausbildungszielen gebunden. Nicht länger dürfe eine *Hochschule* sich damit zufriedengeben, ihre Studenten auf ein eng gestecktes Ausbildungsprofil hin zu erziehen. Als *Universität* habe sie sich um eine echte, auf einem breiten Fundament ruhende Erziehung, nicht nur um die Vermittlung technischen Wissens zu kümmern. Deshalb müßten die Geisteswissenschaften unabdingbar zum Curriculum der Studenten gehören:

The implications of this change of name are simple but of vital importance. It should teach you that all education, technical, humanistic, or what you will, is universal: that is to say it must embrace the whole of man, the whole personality, and its first aim is to produce a whole human being, capable of taking his place responsibly beside his fellows in a community. Its second aim may be to produce a good philologist, a good architect, a good musician or a good engineer. But if education does not assist the development of the whole personality it fails in its aim, and this Technical University must not fail in its aim.<sup>14</sup>

---

<sup>13</sup> Vgl. die auf das sorgfältigste recherchierten Ausführungen bei Hans Dieter Schäfer, Rückkehr ohne Ankunft. Alfred Döblin in Deutschland 1945-1957. Warmbronn 2006, bes. das Kapitel über die Mainzer Akademie und ihre Gründer, S. 14-30 und die dort angegebene Literatur.

<sup>14</sup> Zit. nach der aus diesem Anlaß erschienenen Broschüre der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg: Eröffnungsansprache von Major-General E.P. Nares CBE, MC



Der Satz mußte im englischen Original zitiert werden; denn schon die damals der Broschüre beigegebene, wörtliche Übersetzung veränderte den Hintergrund der Begriffe in jenen deutschen Zusammenhang der Geistesgeschichte, gegen den die Worte gerichtet waren. Ein sympathischer, freilich naiver Optimismus lag der Entscheidung zugrunde, ausgerechnet die Geisteswissenschaften, die das Dritte Reich nicht verhindert hatten, ungefiltert zum Träger eines neuen Erziehungsideals zu machen. Hätte man nicht die Nähe zum Entsetzlichen bei den Physikern und Technokraten der Macht beinahe, auch nach dem Krieg noch, an der Frequenz ihrer Goethe-Zitate ablesen können? Und hatte die doch unbeschädigte Aufklärungstradition in Amerika, umgekehrt argumentiert, Entwicklung und Einsatz der Atombombe verhindert? Auf der anderen Seite wirkte in Nares Worten die angelsächsische Tradition der *artes liberales* nach, deren propädeutische Aneignung immer noch die Voraussetzung auch der naturwissenschaftlichen Universitätsausbildung darstellte. Ein Dutzend, halb durch Zuruf, halb durch Zufall zusammengestellter Dozenten, die den von der Tradition vorgegebenen Fächerkanon in einem dem Fachstudium vorgeschalteten *studium generale* lehren sollten, erwies sich binnen weniger Jahre als eine ebenso glückliche wie effektive Wahl. Das Kollegium aus Philosophen, Moralthologen, auf Europa ausgerichteten Historikern, Kunsthistorikern, Anglisten und Romanisten betreute das für alle Studenten verbindliche geisteswissenschaftliche Programm, ohne in Routine zu verfallen. Und zugleich wirkten die Professoren der Humanistischen Fakultät in Vorträgen und Publikationen in die außeruniversitäre Öffentlichkeit.

In diese Konstellation trat im Jahr 1959 ein junger Frankfurter Privatdozent der deutschen Philologie, Walter Höllerer, als Nachfolger des Goethe-Forschers Peter Altenberg mit der neuen Aufgabenbeschreibung eines Professors für Deutsche Philologie, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft ein.<sup>15</sup> Im Brief an den Dekan, mit dem Höllerer den Ruf an

---

nebst Antwort des Rektors der Technischen Universität und Ansprache des Oberbürgermeisters der Stadt Berlin. Berlin 1946. Die deutsche Fassung lautet: „Der Sinn dieses Namenwechsels ist einfach, aber von größter Bedeutung. Sie sollten von ihm lernen, daß jede Erziehung, technisch, humanistisch oder was immer, universal sein muß, d. h. sie muß den ganzen Menschen, die ganze Persönlichkeit angehen, und ihre erste Aufgabe ist die Heranbildung eines Menschen im vollen Sinne, der in der Lage ist, eine verantwortliche Stellung im Leben neben seinen Mitmenschen einzunehmen. Erst in zweiter Linie kommt die Ausbildung zu einem guten Philologen, einem guten Architekten, einem guten Musiker oder einem guten Ingenieur. Wo aber die Erziehung die Bildung der ganzen Persönlichkeit nicht fördert, hat sie ihren Zweck verfehlt, und *ihren Zweck soll diese Technische Universität nicht verfehlen*“.

<sup>15</sup> Die folgenden Ausführungen sind persönlich gefärbt und spiegeln die Zusammenarbeit vieler Jahrzehnte in Frankfurt am Main und an der Technischen Universität Berlin. Sie bedürfen von daher keiner Einzelnachweise. Vgl. jedoch den Katalog „Elefantenrunden. Walter Höllerer und die Erfindung des Literaturbetriebs. Ausstellungsbuch



die Technische Universität annahm, schrieb er: „Spektabilität – so weit es auf mich ankommt, ich würde es begrüßen, an einer Technischen Universität lehren zu können.“ In lakonischer Verkürzung, die nur scheinbar ein ungebrochenes Ja zur Einordnung in ein für die Geisteswissenschaften ungewohntes Fächerspektrum signalisierte, entwarf Höllerer in diesem Satz seine Vision einer Lehrtätigkeit im Zusammenwirken der Disziplinen an einer Technischen Universität. „So weit es auf mich ankommt“ – das meinte Bereitschaft zu gemeinsamer Forschung, zu einer neuen Einstellung den Phänomenen gegenüber, die sich aus dem Zusammenbruch der alten Hierarchien und aus der Internationalisierung des naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritts für das Bewußtsein ergaben. Das meinte aber auch Skepsis, da Walter Höllerer die gleiche Bereitschaft nicht selbstverständlich bei seinen Gesprächspartnern voraussetzte oder voraussetzen konnte. Unerledigt war ja noch immer der Konflikt zwischen den Geisteswissenschaften auf der einen, den Natur- und Technikwissenschaften auf der anderen Seite, der an vielen Universitäten auch nach 1945 weiterhin den Alltag bestimmte. Wir müssen, um Eigenart und Rang des hier geschilderten Experiments genauer zu fassen, auf die Berliner Situation vor der Errichtung der Mauer im Jahr 1961 und auf die Vorgeschichte des Mannes eingehen, der dieses Experiment wesentlich geprägt hat. Wie ernst war es Walter Höllerer mit der Lehrtätigkeit an einer Universität, deren Studenten nur zu Beginn ihrer Ausbildung und nur für wenige Semesterstunden Literatur, Geschichte oder Philosophie zu belegen hatten? 1959 war er bereits ein berühmter Mann. In der Gedichtsammlung *Der andere Gast* und in seinen Aufsätzen, hatte er aus den Sprachgesten und Sprechgewohnheiten auf die tiefgreifenden Veränderungen in der Nachkriegsgesellschaft geschlossen. In seiner Lyrik-Anthologie der Jahrhundertmitte mit dem mehrdeutigen Titel *Transit* hatte er ein erstes Panorama jener *Welten aus Sprache* entworfen, das ihn als Vision ein Leben lang begleitete. 1954 hatte er die bis heute führende Literaturzeitschrift „Akzente“ gegründet und war so, obwohl der Eigenbewegung von Theorien mißtrauend, zum Theoretiker der literarischen Avantgarde geworden. Mit offeneren Sinnen als die meisten der Literatur- und Sprachwissenschaftler seiner Generation hatte er sich den neuen Strömungen und Fächern zugewandt: dem Strukturalismus, der aus der Übersetzungstheorie hervorgegangenen Linguistik Bar-Hillels und Noam Chomskys, der vergleichenden Sprachwissenschaft, aber auch den – von ihm nicht allzu kritisch wahrgenommenen – Bestrebungen in der Kybernetik und der Futurologie. In Berlin hoffte er auf ein Zusammenwirken in vorurteilslosen Gesprächen, auf die Freiheit von den Zwängen der Zunft. In seinem Roman *Die Elefantenuhr*, der schon damals in erster Manuskriptfassung vorlag und von den avantgardistischen Literaturzirkeln ungeduldig erwartet wurde, ebenso

---

von Helmut Böttcher“. Zur Ausstellung im Literaturhaus Berlin 2005, dort auch ein umfassendes Literaturverzeichnis.



wie in seiner weitausgreifenden Untersuchung über das „Lachen und Weinen in der Literatur einer Übergangszeit“ hatte er die wichtigsten Orientierungspunkte für das ihm vorschwebende Forschungsprojekt ausgearbeitet, dem er – lange Jahre vor der Etablierung der Semiotik als wissenschaftlicher Disziplin – das Stichwort Semiologie vorgab. Eine Zeichenlehre, eine umfassende Erforschung aller aus Sprache gebildeten Welten – das war es, wofür er sich an einer Technischen Universität die Gesprächspartner und die wissenschaftlichen Voraussetzungen erhoffte.

Er entfaltete auf vielen Ebenen eine in der Stadt bis dahin beispiellose Wirksamkeit. Neben seiner sehr ernst genommenen Lehr- und Prüfungstätigkeit gründete er das Institut für Sprache im technischen Zeitalter und eine gleichnamige Zeitschrift, die als Diskussionsforum nach außen gedacht war. Arnold Gehlens Essay „Die Seele im technischen Zeitalter“ hatte das Stichwort geliefert, von dem aus die Rolle der Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik neu zu bestimmen war: kritische Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit der die Gegenwart bestimmenden Technik in einem Epochenzusammenhang. Das Gespräch in der Universität war, von der Lehre aus, über die Fächergrenzen hinweg eröffnet. Zu den Vorlesungen und Veranstaltungen strömten Dozenten und Studenten gemeinsam. Die Avantgarde der Literatur folgte begeistert den Einladungen in die Aula der Universität oder kam in die Seminare und Diskussionen. Die Wirksamkeit dehnte sich rasch auf die Stadt aus. Unter dem Eindruck des Mauerbaus wurde die neugegründete Institution des „Literarischen Colloquiums Berlin“ in Charlottenburg und am Wannsee, wurden die literarischen Großveranstaltungen in der Kongreßhalle und die Ausstellungen in der Akademie der Künste am Hanseatenweg zu Bausteinen einer eigenen, der Weltöffentlichkeit zugewandten Westberliner Identifikation. Die engen Verbindungen zwischen den literarischen und künstlerischen Zentren der Stadt und der Technischen Universität blieben im übrigen bis heute in gleicher Intensität erhalten. In der TU selbst erweiterte sich die Humanistische in eine Philosophische Fakultät, und das in konsequenter Weiterführung der ursprünglichen Intentionen: der erste deutsche Lehrstuhl für Linguistik wurde mit Klaus Baumgärtner optimal besetzt, die Neuberufungen in der Geschichte mit Ernst Schulin und in der Musikwissenschaft mit Carl Dahlhaus verliehen dem Experiment Glanz und Verbindlichkeit. Die Grundsatz-Orientierung des Instituts für Sprache im Technischen Zeitalter an der strukturalistischen Sprachwissenschaft wurde von Anfang an aufgehoben in einem anderen, von der literarischen Empirie her gewonnenen Sprachbegriff: die rasch wechselnden und rasch anwachsenden Differenzierungen in der amerikanischen Linguistik vor und um 1968, der viele Hefte in der Zeitschrift „Sprache im Technischen Zeitalter“ und viele Kolloquien gewidmet waren, gingen in eine systematische Richtung, die ziemlich bald die Hoffnungen auf eine bewegliche Anwendung in der Sprachanalyse enttäuschen mußte. Die flausenhaften Entwicklungen in der Kybernetik und ihren Filiationen



waren kein Ersatz für eine genaue, alle Nuancen charakterisierende Nachzeichnung der Vorgänge, die sich in der gesprochenen und geschriebenen Sprache immer neu aus dem Augenblick ereignen. Dennoch, selten hat jemand aus einer so neugierig-skeptischen Grundhaltung heraus größeren Einfluß ausgeübt als Höllerer: die Sprachanalysen, die Medienwissenschaft, die Metalinguistik (hier in einem intensiv durchgeführten Vergleich des Japanischen und des Deutschen) haben über die Berliner Grenzen hinaus bis heute andauernde Wirkungen ausgelöst.

Auch in den schwierigen Siebziger Jahren nach 1968, als in Berlin wie in Paris der Traum einer von Studenten getragenen Gesellschaftsrevolution stellvertretend an den Universitäten durchgesetzt werden sollte, schien das Experiment Höllerer nicht verloren. Im Umkreis der Technischen Universität wurden die Auseinandersetzungen mit aller Schärfe, aller Offenheit, aber auch in kritischen Momenten frei von Gewalt geführt. Das Gespräch zwischen den Fakultäten blieb konstruktiv. Glanzvolle Berufungen schienen das Einvernehmen zwischen den Geisteswissenschaften und den Technikwissenschaften noch zu unterstreichen. Und noch als Walter Höllerer emeritiert wurde, konnten er und die Universität, die ihn später zum Ehrenmitglied erhob, vom dauerhaften Gelingen überzeugt sein. Der Absturz kam jäh, und er war unvermeidlich. Wenn heute in Berlin die Technische Universität vor einer Neuorientierung steht, die eine Reform an Haupt und Gliedern auf die Sparzwänge der Politik zu gründen hat, dann ist in dieser Konstellation für den einmal so erfolgreich improvisierten Wissenschaftsansatz kein Platz mehr. Das wäre kein Anlaß zu nachdenklichen Betrachtungen außerhalb Berlins, steckte nicht in diesem jähen Absturz eine grundsätzliche, alle auf den Dialog der Disziplinen setzenden Universitäten betreffende Gefahr. Das Experiment Höllerer war innerlich an seine Grenze geraten, als die Natur- und Technikwissenschaften einerseits, die breit ausgebauten Geisteswissenschaften andererseits – und das schon sehr früh – auf das oktroyierte *studium generale* verzichtet hatten. Beide Seiten zogen sich aus dem Dialog zurück. Die Historiker und Physiker, die Architekten und Literaturwissenschaftler bildeten von da an ihre Studenten im Einklang mit den jeweils in der Zunft herrschenden Tendenzen aus. Bemühungen, die Grundgedanken in Projekten und fächerübergreifenden Lehrveranstaltungen lebendig zu halten, blieben vereinzelt und waren Rückzugsgefechte in einer scheinbar verlorenen Sache. Die berechtigte Frage eines Kollegen aus einem der technischen Fächer, welchen Nutzen er aus meiner Anwesenheit an der TU ziehen könne, ließ mir schon Anfang der 80er Jahre nur ein bedrücktes Schulterzucken als Antwort übrig. Das war lange vor den politischen Forderungen nach Alleinstellungsmerkmalen, die jeden Forschungs- und Lehransatz zu isolieren drohen, lange vor der leuchtenden Utopie einer Berlin Research University als Gralsburg der Exzellenz über den mit Breitenausbildung beschäftigten drei Berliner Universitäten! War das Experiment vergeblich? Müßte es im Scheitern nicht einer *neueren* Aufgabenbestimmung beim Zu-



sammenwirken der Wissenschaften weichen, die immerhin vom gleichen Impetus getragen wäre? Die in Sprachhülsen verkapselte Sprachlosigkeit der jüngsten Wissenschaftsdebatten, die Ersatzbegrifflichkeit in der beinahe kritiklos übernommenen lingua franca eines verkümmerten Englisch, die ungewisse Zukunft der Seele im Zeitalter des Internet – fordern sie nicht einen ernsthaften Dialog über den Zusammenhalt in diesem noch immer Zeitalter der Technik? Sind es nicht Einsichten des schwieriger gewordenen Aufklärungsdenkens, des geschichtlichen Bewußtseins, der vertrackteren, der un eindeutigen Sprach- und Weltwahrnehmung der Dichtung und der Kunst, die unabhängig, jedoch aus gemeinsamer Verantwortung neben die Natur- und Technikwissenschaften treten müßten? Haben nicht der Generalmajor Nares und der Autor der *Elefantenuhr* Recht mit ihrer von der Technik her gedachten Forderung nach einer *echten* Erziehung an den Universitäten?

### III

In dem beeindruckenden Vortrag über die institutionelle Ausweitung des Fachs Germanistik an den chinesischen Universitäten, der die von Restriktionen und ständigen Existenznachweisen bedrohten Hochschullehrer in den deutschsprachigen Ländern das Staunen lehren konnte, war als eine sehr zwingende, wohl auch als zwingend anerkannte Begründung für diesen Ausbau ins Feld geführt, daß in einer Fremdsprachenphilologie Lehre und Forschung nicht allein auf den Spracherwerb und seine Didaktik, sondern auf das Fach in seiner ganzen Ausdehnung – Sprache, Literatur, Landeskunde – gestützt werden müsse. In der Abwandlung eines bekannten Vergleichsbildes wurde dabei der Spracherwerb mit den Wurzeln eines zu stattlicher Größe heranwachsenden Baumes verglichen, die kräftig entwickelte Philologie mit dem Stamm und das üppig blühende Laubwerk samt den Früchten mit den erhofften, durch ständige Pflege gesicherten Ergebnissen einer für das Land und die Gesellschaft wichtigen Elitebildung. Man müsse, um dieses Ziel zu erreichen, dem Stamm alles zum Leben Notwendige zuführen oder belassen, ohne von vorneherein nur auf das Wunschziel hinzuarbeiten, wie selbstverständlich auch immer dieses im Blick zu behalten sei.<sup>16</sup> Niemand wird dem widersprechen. Zumal auf dieser Argumentation in China der energische Ausbau geisteswissenschaftlicher Fächer auch und gerade an Technischen Universitäten beruht – und das zum gleichen Zeitpunkt, da die gleichen Disziplinen an den Technischen Universitäten in Deutschland drastisch eingeschränkt oder ganz abgeschafft werden!<sup>17</sup> In

---

<sup>16</sup> Vgl. den Vortrag von Prof. Dr. Qian Minru von der Fremdsprachenuniversität Beijing „Mit dem Zeitalter interagierende Germanistik in China“.

<sup>17</sup> Vgl. den Vortrag „Geisteswissenschaften in der Fremde“, den Wolf Lepenies zur Eröffnung des Jahres der Geisteswissenschaften am 25. Januar 2007 im Martin Gropius-Bau, Berlin, gehalten hat. Ein Auszug erschien unter dem Titel „Bitte schaden Sie der



meinen Stichworten zum *Experiment Walter Höllerer* an der Technischen Universität Berlin, die der Tongji-Universität ja seit langem eng verbunden ist, habe ich darauf hingewiesen, daß der versuchte kritische Ausgleich zwischen den Natur- und Technikwissenschaften und den geisteswissenschaftlichen Fächern am Rückzug in die jeweilige Zunft und ihre Gesetzmäßigkeiten scheitern mußte: jede Disziplin ist anfällig für scheinbar unabdingbare, aus ihrer Binnengeschichte hervorgehende Erkenntniszwänge: der Philologie im engeren Sinn, der ins Kleinste verzweigten Quellenforschung, der Methoden-Scholastik. Alles das ließe sich wiederum unter dem Bild des frei wachsenden Stammes legitimieren und wurde in Deutschland auch entsprechend zu legitimieren versucht. Nur führt das zwangsläufig aus dem so wichtigen, wechselseitig kritischen Gespräch über die Zukunftswege der Wissenschaft hinaus in die Vereinzelung. Und von da aus wiederum ist der Vorwurf der Politik schwer abzuweisen, daß die Pflege des Stammes mit der erhofften Ernte nichts zu tun habe. In dem, was Alfred Döblin mit der Gründung der Mainzer Akademie, was Darmstadt zur gleichen Zeit mit den auf den gesellschaftlichen Neuanfang ausgerichteten Darmstädter Gesprächen und der Gründung einer Akademie für Sprache und Dichtung erreichen wollten, steckte ein vielleicht undeutlich wahrgenommener, aber fester Kern. Nicht nur Erziehung und Ausbildung, auch die Forschung selbst sollte vor einem weiteren Horizont stattfinden. Das erst eröffnet die Einsicht in Verhältnismäßigkeiten, in die Chancen und Gefahren der Gegenwart. Das Maulwurfsdenken, erlaubt sei, wohin der Forschungswille führt, und die ahnungslose, aber heftige Kulturkritik bezeichnen nur die Extreme, die es nicht auszugleichen, sondern zu überwinden gilt. Döblins früh geäußerte Überzeugung, man habe die erledigten Probleme in ihrer Größe und Wichtigkeit anerkannt und die herandrängenden neuen Probleme liegengelassen, und Höllerers Vision der Welten aus Sprache haben die Zukunftsoffenheit gemeinsam, die sie auch von der naturwissenschaftlichen Forschung, von der Technik und der Industrie verlangen. Mit Sprache und Literatur sich zu befassen – in einem technischen oder Informations-Zeitalter –, verlangt von den Forschenden, den Lehrenden und den Lernenden, die im früheren Humboldtischen Sinn als Einheit aufzufassen sind, die Auseinandersetzung mit den jeweils avanciertesten Positionen. Man ist nicht an einer Technischen Universität, weil es Sachüberschneidungen der Disziplinen gibt – zwischen dem Umgang der Kunstwissenschaft und der Chemie mit den Farben, zwischen Technik und Technik-Geschichte etc. –, sondern weil man unter gleichen Zeitumständen über verwandte Zukunftsfragen nachdenkt. Auch die Literatur selbst ist ja nicht durch das Nachstellen oder den spielerischen Entwurf technischer Entwicklungen erkenntnistiftend, sondern

---

Technik!'. Was Paul Celan nicht verstanden hatte: Geistes- und Naturwissenschaften müssen ihre gegenseitigen Ressentiments überwinden“, in: DIE WELT vom 1. März 2007, vgl. dort S. 27-28.

durch die Komplexität ihrer am weitesten fortgeschrittenen Schöpfungen. Dafür sollen abschließend drei Beispiele gegeben werden.

H.G. Wells' frühe Erzählung *The Time Machine* (1894) ging noch von den Experimenten mit Zeitmessung und Zeiterfahrung aus, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine so große Rolle in der Literatur und in der Popularwissenschaft gespielt hat. So erläutert im Anfang der Geschichte der Time Traveller seinen Freunden seine nicht allzu komplizierten Gedanken, warum sein naturwissenschaftliches Interesse sich ganz auf die Erkundung der vierten Dimension gerichtet hatte:

There are really four dimensions, three of which we call the three planes of Space, and a fourth, Time. There is, however, a tendency to draw an unreal distinction between the former three dimensions and the latter, because it happens that our consciousness moves intermittently in one direction along the latter from the beginning to the end of our lives." [...] „But the great difficulty is this,“ interrupted the Psychologist. „You can move about in all directions of Space, but you cannot move about in Time.“ - „That is the germ of my great discovery. But you are wrong to say that we cannot move about in Time. For instance, if I am recalling an incident very vividly I go back to the instant of its occurrence: I become absent-minded, as you say. I jump back for a moment. Of course we have no means of staying back for any length of Time, any more than a savage or an animal has of staying six feet above the ground. But a civilised man is better off than the savage in this respect. He can go up against gravitation in a balloon, and why should he not hope that ultimately he may be able to stop or accelerate his drift along the Time-Dimension, or even turn about and travel the other way?<sup>18</sup>

Jorge Luis Borges, der von der 1936 erschienenen Erzählung über den Niedergang der Zivilisation „The Croquet Player“ gerühmt hatte, in ihr stimmten „die literarischen Verfahrensweisen mit denen der Thebaischen Sphinx überein“, unterschied in seinem Essay „Der frühe Wells“ dessen großartige Erzählkunst, bei der es um die Erfindung bloßer Möglichkeiten, wenn nicht gar Unmöglichkeiten gehe, von den für junge Leute geschriebenen, frohgemuten Tagelöhner-Büchern Jules Vernes, der immer nur wahrscheinliche Dinge zur Sprache gebracht und in die Zukunft verlängert habe. Und er zitiert dabei Jules Vernes entrüsteten Ausruf, als er zuerst Wells' *The First Men in the Moon*, 1901 erschienen, gelesen hatte: „Il invente!“ Die frühen Bücher Wells' rechnet Borges zum unverlierbaren Besitz der Menschheit und wird in dieser Prophezeiung selbst zur Sphinx:

---

<sup>18</sup> Herbert George Wells, *The Time Machine and Other Stories*, in: *Collected Essex Edition*, Bd. 16. London 1927, S. 6ff. und S. 24ff. Zu Wells' utopisch-phantastischen Weltentwürfen vgl. jetzt Elmar Schenkel, *H.G. Wells. Der Prophet im Labyrinth. Eine essayistische Erkundung*. Wien 2001, besonders S. 38ff. und 192ff.



Es sind die ersten Bücher, die ich gelesen habe, wohl möglich, dass es auch die letzten sein werden... Ich meine, sie sollten wie die Theseussage oder wie die Ahasvergeschichte in das allgemeine Gedächtnis der Gattung eingehen und sich in ihrem Lebensraum vervielfältigen, weit hinaus über den Ruhm dessen, der sie schrieb, weit über den Tod der Sprache hinaus, in der sie geschrieben wurden.<sup>19</sup>

Aus der ins schrankenlos Beliebige wuchernden Zahl der Weltuntergangsvisionen in der Science Fiction-Literatur und im Film, aus den meist mechanisch abgewandelten Zeitreisen an den Anfang und ans Ende der Welt, sei hier das Beispiel herausgehoben, das Epoche gemacht hat – Stanley Kubricks 1968 gedrehter Film *Space Odyssee 2001*, zu dem er das Drehbuch zusammen mit dem von ihm bewunderten Arthur C. Clarke geschrieben hatte. Zugrunde lag diesem phantastischen Epos über Raum und Zeit Clarkes 1954 erschienene Erzählung „The Sentinel“, in der eine Mond-Expedition bei der Vermessung des Mare Crisium auf eine schlank aufsteigende, wie aus Glas geformte Pyramide treffen. Der Erzähler fühlt sich gar von dieser in ihre abweisende Geometrie verschanzten Erscheinung im Innern angesprochen, als rede eine fremde Stimme über den Abgrund der Zeit hinweg zu einem wahlverwandten Entdecker. Rätselhaft erhebt sich die Pyramide, nur zweimal so groß wie ein Mensch, inmitten eines streng ausgesparten Kreises:

And then I noticed something that set the scalp crawling at the back of my neck – something so trivial and so innocent that many would never have noticed it at all. I have said that the plateau was scarred by meteors; it was also coated inches deep with the cosmic dust that is always filtering down upon the surface of any world where there are no winds to disturb it. Yet the dust and the meteor scratches ended quite abruptly in a wide circle enclosing the little pyramid, as though an invisible wall was protecting it from the ravages of time and the slow but ceaseless bombardment from space.

Einen Augenblick fürchtet der Erzähler in eine kosmische Falle getappt zu sein („I knew that that I was looking at nothing that could be matched in the antiquity of my own race. This was not a building, but a machine, protecting itself with forces that had challenged Eternity. Those forces, whatever they might be, were still operating, and perhaps I had already come too close“), aber dann dämmert ihm die Wahrheit: eine überlegene Zivilisation hatte vor Jahrmillionen bei ihrem Durchzug durch das Sonnensystem hier, in unmittelbarer Nähe der Erde, auf der sich Leben entwickeln konnte, ein Zeichen zurückgelassen, einen unzerstörbaren Sentinel oder Wächter über die denkbare Evolution künftiger Wesen von Intelligenz. Früher oder später

---

<sup>19</sup> Zit. nach dem Aufsatz aus den „Otras Inquisiciones“ von 1952 – in der Übersetzung von Karl August Horst – in: Jorge Luis Borges, Gesammelte Werke, Bd. 5/II: Essays 1952-1979. München 1981, S. 96ff., besonders S. 100.

mußten sie diese Botschaft aus einem bewohnten Universum finden und als Impuls ihres Strebens erkennen:

Those wanderers must have looked on Earth, circling safely in the narrow zone between fire and ice, and must have guessed that it was the favourite of the Sun's children. Here, in the distant future, would be intelligence; but there were countless stars before them still, and they might never come this way again.

So they left a sentinel, one of millions they have scattered throughout the universe, watching over all worlds with the promise of life. It was a beacon that down the ages has been patiently signalling the fact that no one had discovered it.

Perhaps you understand now why that crystal pyramid was set upon the Moon instead of on the Earth. Its builders were not concerned with races still struggling up from savagery. They would be interested in our civilization only if we proved our fitness to survive – by crossing space and so escaping from the Earth, our cradle. That is the challenge that all intelligent races must meet, sooner or later. It is a double challenge, for it depends in turn upon the conquest of atomic energy and the last choice between life and death.<sup>20</sup>

Der kindliche Fortschrittsoptimismus und das Vertrauen in die Erschließbarkeit des Alls heben die grandiose Bilderfindung und den aus alten romantischen Quellen gespeisten Schauer vor der Unendlichkeit nicht auf. Nur sah sich Stanley Kubrick, als er für seinen Film auf diese Geschichte zurückgriff – jetzt ganz in der zeitlichen Nähe zu den Mondexpeditionen! – zu einer entscheidenden Veränderung veranlaßt: eine schmale Stelle ist es jetzt, aus unzerstörbarem Metall, die auf einmal in die stumpfe Dauer aus Schlupf und Brut, aus Kampf und Hunger der ersten Menschen einbricht. Aus welchen Gründen auch immer greifen in Kubricks Weltraum-Odyssee die Außerirdischen auf geheimnisvolle Weise verändernd in das sich entwickelnde Leben der Menschheit ein. Der erste, noch dem Affen nahestehende Anführer der Horde, der den Monolith berührt, macht in diesem Augenblick einen Schritt in der Evolution und erkennt den Nutzen eines gefundenen Knochens, um ihn als tödliches Werkzeug im Kampf um das Wasserloch zu benutzen. Im Jubel wirft er den Knochen empor, der sich im berühmtesten Schnitt der Filmgeschichte in eines der Raumschiffe verwandelt, die im Jahr 2001 den Verkehr zwischen den Planeten des Sonnensystems aufrechterhalten. Aus dem Sentinel ist bei Kubrick ein Wesen geworden, das die Menschen als starren Monolith wahrnehmen, das aber aus ungeklärten Gründen und in unbekanntem Auftrag die Evolution beeinflusst. Wie eine Sphinx kennt der Monolith die Vergangenheit ebenso wie die Zukunft, ohne erkennbar sich in die Entwicklung einzumischen. Und doch geht von ihm in den erzählten Phasen des Films eine rätselhafte Wirkung aus.

---

<sup>20</sup> The Best of Arthur C. Clarke 1937-1955, ed. Angus Wells. London 1973, S. 113ff., die Zitate S. 121 und S. 123f.



Wenn im Jahr 2001 die Entdeckung eines schwarzen Monolithen, der unter der Mondoberfläche verborgen war, zur Aufregung in den Weltraum-Agenturen führt, dann leitet diese aus Arthur C. Clarks Geschichte übernommene Episode unmerklich eine neue Stufe der Evolution ein. Es ist der erste zuverlässige Beweis für die Existenz intelligenten Lebens außerhalb der Erde. Die wissenschaftliche Neugier der Entdecker löst sich jedoch jäh in Furcht auf, als von dem Monolith ein heftiger, wie elektrischer Impuls ausgeht; denn anders als bei Arthur C. Clarke ist dieser Sentinel aktiv, eine handelnde Potenz hier auf dem Mond wie vier Millionen Jahre zuvor in der Frühgeschichte des Menschen. Achtzehn Monate später ist ein Dr. Bowman auf dem Weg zum Jupiter, um dort geheimnisvolle Störungen der Kommunikation zu untersuchen. Im Orbit des Planeten stößt er auf einen weiteren, diesmal gewaltigen Monolithen und wird durch den Anblick in einen wirbelnden Abgrund des Bewußtseins geschleudert. Aus der Zeitreise sieht er sich in einen vornehm eingerichteten Innenraum versetzt, eine Art altmodischen Salon, in dem er rasch alle Altersstufen durchläuft, ehe dem ganz verfallenen und sterbenden Bowman noch einmal der schwarze Monolith gegenübersteht. Offen bleibt die letzte Verwandlung des Sterbenden in einen Fötus, ein Sternenkind oder in die noch verborgene nächste Generation der Evolution. Wichtig an Kubricks Metamorphose des Sphinx-Themas ist die Dynamik, die er den Erscheinungen dieses stummen, aus Stein oder Metall fremder Provenienz geformten Wesens zumißt. Die Monolithen scheinen seit einer Unvordenklichkeit der Zeit die Entwicklung beobachtet und an kritischen Punkten befördert zu haben.

Mit *Mason & Dixon* (1997) entwarf Thomas Pynchon, in der Historie auf das 18. Jahrhundert zurückgehend, ein Romangemälde à la James Fenimore Cooper über das Zusammenwirken von Raum- und Zeitkoordinaten zur Unterwerfung der terra incognita unter die Verfügungsgewalt des Menschen: die beiden Geometer Charles Mason (1728-1786) und Jeremiah Dixon (1733-1779) beteiligen sich zunächst an den Bemühungen der Mathematiker, Astronomen und Forschungsreisenden, eine Methode zu finden, um den genauen Längengrad ihrer Position auf See zu bestimmen. Wie die meisten Wissenschaftler setzten auch sie auf die genaue Beobachtung der Mondsternenstände und gingen 1761 auf die Insel Sankt Helena südlich des Äquators, um dort das groß angekündigte astronomische Ereignis des Venusdurchgangs, bei dem die Venus die Sonnenscheibe kreuzt, auf die Gültigkeit der damals neu errechneten Seetabellen hin zu überprüfen. Sie treffen dort mit dem königlichen Astronomen Maskelyne (1732-1811) zusammen, dem entschiedensten und besessensten Verfechter dieser Methode, die letztlich der mechanischen Methode des schottischen Uhrmachers John Harrison (1693-1776) weichen mußte. Danach unternahmen es die beiden Landvermesser, die bis heute unter ihrem Namen bekannte Grenzlinie zwischen Pennsylvania und Maryland, zwischen dem Norden und dem Süden der Vereinigten Staaten von Amerika genau aufzunehmen. In beiden Abenteu-

ern wird die Erklärbarkeit und Nichterklärbarkeit der Welt auf die gleiche Probe gestellt.<sup>21</sup> In den Kapiteln auf Sankt Helena (Kap. 11ff., besonders die von phantastischen Wahnvorstellungen durchzogenen Erfahrungen der Einsamkeit) entgrenzt sich in Thomas Pynchons Roman immer wieder die Romangegenwart zu einem verschlungenen Labyrinth von Raum- und Zeitvertauschungen. *Gravity's Rainbow* – der Titel seines Hauptwerks von 1973 (deutsch in der anderen Titelfassung *Die Enden der Parabel*, die auch von einer anderen Metapher für den Flug der V2 ausgeht!) verknüpft das beherrschende Thema der todbringenden Rakete mit dem ausgewogenen Kampf zwischen den Opfern und den von außen auf sie eindringenden Mächten des Bösen. Es führt aber auch eine weitgedehnte Gegenwart (zwischen 1944 und 1945) und einen rätselhaften, fernste Zeitebenen in den gleichen Augenblick bannenden Zufall parallel. Das im Text erwähnte Zitat stammt aus der Suche des amerikanischen Soldaten Tyrone Slothrop nach dem Geheimnis seiner Identität; denn es scheint ein Zusammenhang zu bestehen zwischen seinen Erektionen und dem Einschlagen der V2-Raketen. Eine frühe Konditionierung scheint ihn, ohne daß er sich darüber Rechenschaft ablegen könnte, mit dem Abschluß der todbringenden Waffe in Beziehung zu setzen:

Yesterday happened to be a good day. They found a child, alive, a little girl, half-suffocated under a Morrison shelter. Waiting for the stretcher, Slothrop held her small hand, gone purple with the cold. Dogs barked in the street. When she opened her eyes and saw him her first words were, „Any gum, chum?“ Trapped there for two days, gumless – all he had for her was a Thayer's Slippery Elm. He felt like an idiot. Before they took her off she brought his hand over to kiss anyway, her mouth and cheek in the flare lamps cold as frost, the city around them at once a big desolate icebox, stale-smelling and no surprises inside ever again. At which point she smiled, very faintly, and he knew that's what he'd been waiting for, wow, a Shirley Temple smile, as if this exactly canceled all they'd found her down in the middle of. What a damn fool thing. He hangs at the bottom of his blood's avalanche, 300 years of western swamp-Yankees, and can't manage but some nervous truce with their Providence. A *dé-tente*. Ruins he goes daily to look in are each a sermon on vanity. That he finds, as weeks wear on, no least fragment of any rocket, preaches how indivisible is the act of death...Slothrop's Progress: London the secular city instructs him: turn any corner and he can find himself inside a parable.<sup>22</sup>

---

<sup>21</sup> Zum Thema selbst vgl. Dava Sobel and William J.H. Andrewes, *The Illustrated Longitude*. New York 1998.

<sup>22</sup> Thomas Pynchon, *Gravity's Rainbow*. New York 1973, S. 24f.